Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 28

Illustration: [s.n.]
Autor: Stauber, Jules

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zeitenwende

9. Juli, 2001. Rob Hartman feiert seinen vierzehnten Geburtstag. Mutter Mary und Vater Peach haben sich mit ihrem Sohn zum Festessen an den runden Glastisch gesetzt, das heisst, den Schmaus schon fast beendet. Mehr als sieben Minuten beansprucht der Konsum von elf Sorten verschiedenfarbiger Tabletten

Von Ilse Frank

sowie eines halben Liters Kraftelixier ohnehin nicht. Aber aus besonderem Anlass hat Papa Peach das Mahl in goldenen Schälchen, in silbernen Bechern gereicht.

Weitere Genüsse sind Rob versprochen, doch er fragt sich bang, was wohl die ernsten Mienen seiner Eltern bedeuten.

«Hör zu, junger Mann!» hebt Mama Mary an, räuspert sich, fährt fort: «Du bist nun hoffentlich reif genug, um einen Teil des Seins kennenzulernen, von dem du noch keine Ahnung hast. Wir gehen gleich mit dir ins Homunkulus-Museum; zuvor sollst du allerdings erfahren, was es damit für eine Bewandtnis hat.»

Mama Mary blickt ihrem Sprössling tief ins Auge, macht eine Kunstpause, doziert: «Im ‹Homunkulus› wird die jüngere Geschichte der Schweizer Männer dargestellt. Dieses Haus gibt es beinahe so lange wie dich. Du zähltest fünf Monate, als Bundesrätin Kap den Grundstein zum imposanten Bau legte. Dass es überhaupt dazu kommen konnte, war das Verdienst einiger gesellschaftspolitisch engagierter Streiterinnen, die im schlechten, alten zwanzigsten Jahrhundert ‹Emanzen› genannt wurden. Diese Avantgardistinnen hatten 1985 so getan, als beantragten sie bei der Regierung ein Frauenmuseum. In Wahrheit wollten sie die damals übermächtige Spezies Mann aus der Reserve locken, was ihnen auf Anhieb gelang. Ein paar Hellhörige vermuteten, die Historie des starken Geschlechts solle aufbereitet werden, und schrieben an die sieben Weisen in Bern, sie erachteten es als wichtig – ich zitiere –, ‹... dass die Männer ihre Stellung im aktiven Leben ungeschmälert beibehalten und nicht zu musealen Objekten absinken›. Nach dem tröstlichen Bescheid vom Aarestrand, an so etwas denke kein Mensch, beruhigten sich die Aufgeschreckten, wähnten sich fest im Sattel. Da nahmen die Frauen die Zügel in die Hand ...

«Wie gesagt: 1987 wurde mit der Errichtung des ‹Homunkulus› begonnen. Diese Aktivität leitete eine soziale Umwälzung ein. Es war, als ginge von dem ethnologischen Zentrum eine Urkraft aus. So, wie seine Mauern wuchsen, wuchs der Einfluss der Frauen. Allmählich eroberten sie sämtliche wichtigen Positionen, übernahmen die Funktionen der ehemaligen Herrscher und trieben die Entgeisterten dorthin, wo die weiblichen Wesen ewig gedarbt hatten: an den Herd.»

«Du, Rob», sagt Mary zärtlich, «kennst nichts anderes, als dass deine Mutter, die Oma, deine Tanten und die Nachbarinnen mit beiden Beinen im Berufsleben stehen. Aber das ist noch nicht lange der Fall. Komm, überzeuge dich! Was wir Frauen jetzt tun, haben früher vorwiegend Männer erledigt. Im Museum darfst du sie bewundern, die Prachtskerle, die uns unter ihr Joch zwangen. Heute diktieren *wir* den Lauf der Welt. Das ist zwar leicht übertrieben», schränkt Mary ein, «ideale Zustände herrschen erst auf nationaler Ebene. Das Ausland ist in der Entwicklung stehengeblieben. – Doch genug des Geredes: Wir wollen endlich gehen!»

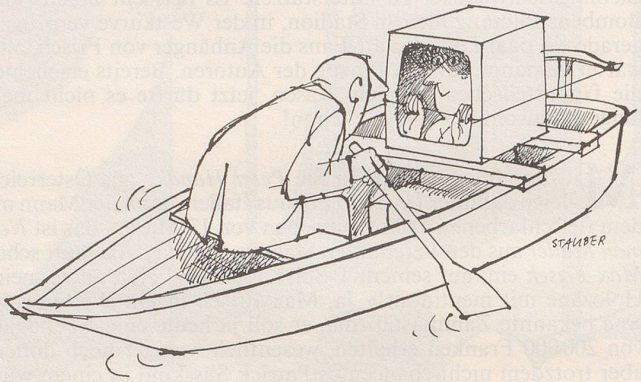
Mary schreitet zur Tür, Rob folgt ihr ergeben. Am Ende der Einerkolonne trottet Peach, freut sich einerseits auf die Abwechslung im Beschäftigungsprogramm, fürchtet anderseits die Konfrontation mit der Vergangenheit.

Vor den Exponaten packt den Nur-Hausmann das kalte Grausen: Welch harte Zeiten, als er und seine Artgenossen den erwerbstätigen Teil der Bevölkerung ausmachten! Peach mag sich gar nicht konkret erinnern, schüttelt permanent den Kopf.

Sohn Rob tut es ihm gleich. Er betrachtet einen ausgestopften Manager, die Statuen zweier Polizisten, den auf Leinwand gepinselten Arzt, die Lehrerschaft aus Hartplastik. Rob schwankt zwischen Lachen und Weinen, wandelt durch alle Räume, sammelt skurrile Eindrücke sonder Zahl. Die Mutter hält sich in seiner Nähe, um Auskünfte zu erteilen, wann immer sie erwünscht sind.

Nach Stunden des Staunens zeigt Rob Ermüdungserscheinungen. Mama Mary verkündet das Ende der Expedition, winkt Papa Peach heran, der sich in einem widerlichen Akt der Selbstbefreiung von seinen Lieben entfernt hat, und im Gänsemarsch ziehen die drei ab, Richtung Wohnung.

«Wie hast du's gefunden?» forscht Mary, die sich zu Rob umwendet. «Ehrlich gestanden, Horror!» antwortet der Jüngling. Ihn schüttelt Abscheu: «Ein Glück, dass ich nicht früher geboren wurde, sonst hätte ich den ganzen Männerkram auf mich nehmen müssen!» «Den wir stolz tragen», konstatiert die Mutter und lächelt froh.



Nun rasen sie wieder

Samstagmorgen und Sonne. Also bitte, was will man mehr? Seit einigen Wochen weiss ich's.

Da sitze ich zufrieden in der Gartenlaube und esse nichts ahnend mein weiches Frühstücksei, ein glückliches natürlich! In Gedanken bin ich bereits im Liegestuhl in der herrlichen Blumenwiese. Es ist eine Freude zu sehen, in welcher Pracht die Natur sich wieder entfaltet. Ich könnte stundenlang ... Doch dann tut's einen Chlapf, und aus ist es mit der Idylle. Die Margeriten zittern leise in der Wiese, behaupte ich wenigstens, das Gras zieht sich leicht zusammen – Kunststück! Ganz zu schweigen von den Vögeln. Die scheinen weit weg geflogen zu sein. Es wundert mich überhaupt immer, dass sie aus ihren Winterquartieren wieder zu uns kommen.

Zurück zu meinem Ei! Wäre ich etwas besser im Zielwerfen, ich glaube, ich würde es tun. Wie Balsam auf eine Wunde wäre für mich der Anblick meines Frühstückseis auf den Schultern des Nachbarn, der soeben wieder, wie jeden Samstagmorgen, mit viel Lärm den Rasen mäht.

Mein Rasen wird auch ab und zu gemäht, aber mähenderweise. Määäh.

Rini

Ganz tolle Frauen

Wir armen, bemitleidenswerten Nur-Hausfrauen-Mütter! Diesmal wurde uns im «Ziischtigs-Club» des Fernsehens DRS gesagt, wie blöd, eingleisig und stumpfsinnig unser Dasein ist. Und zwar von kompetenter Seite, von Superfrauen sind wir ins Bild gesetzt worden.

Da haben sich ein paar geschickte Frauen, die alles – Beruf, Haushalt und Erziehung ihrer gut geplanten Wunschkinder – mit der linken Hand erledigen, «ganz toll eingebracht». Dass in der Runde auch ein rückständiges Geschöpf der Spezies Nur-Hausfrau-Mutter sass und hin und wieder, wenn auch nur in der Defensive, zu Wort kam, war wohl eher Zufall.

Ich gehöre als ehemalige Lehrerin seit sechs Jahren zu den Parasiten, die mit den Kindern zu Hause herumhocken und sich vom arbeitenden Ehemann aushalten lassen. Natürlich gebe ich mir die grösste Mühe, meine Kinder nicht mit meiner «Omnipräsenz» zu belasten – entgegen den Befürchtungen einer ach so gescheiten Diskussionsteilnehmerin. Auch unternehme ich die grössten Anstrengungen, um ob der idiotischen Hausarbeit nicht zu verblöden. Es wird kaum